

Kat Zhang · Twin Souls
Die Fremde



Neben ihrem Englischstudium an der Vanderbilt-Universität tritt Kat Zhang in ihrer Freizeit bei Poetry Slams auf, überfällt regelmäßig Buchläden und reist für ihr Leben gern. In ihrer Kindheit verschlang sie ein Buch nach dem anderen und träumte schon früh davon, einmal Geschichten zu schreiben, in die dann andere abtauchen können.

DIE AUTORIN

Von der Autorin ist bereits bei cbt erschienen:

Twin Souls – Die Verbotene (30858, Band 1)

Twin Souls – Die Rebellin (30910, Band 2)

KAT ZHANG

TWIN
SOULS

DIE
FREMDE

Aus dem Englischen
von Katrin Weingran





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2015

© 2014 by Kat Zhang

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Echoes of Us: The Hybrid Chronicles« bei Harper,
einem Imprint von HarperCollins Publisher, New York.

© 2015 für die deutschsprachige Ausgabe bei cbt Verlag,
München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Katrin Weingran

Lektorat: Christina Neiske

Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign,
Bad Oeynhausen, unter Verwendung des Originalumschlags

©2014 by Maxine Quoilin

Umschlagbild: ©2014 by Jake Garn/Arcangel Images

jb · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30991-9

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

*Den Lesern gewidmet, die heimlich unterm Tisch
lesen und sich die Nächte um die Ohren schlagen.*

*Letztendlich ist auch unser aller Leben
nichts anderes als eine Geschichte.*

Prolog

Ich erinnere mich besser an meine Kindheit als die meisten. Normalerweise erlangt ein Mensch seine Freiheit mit dem Älterwerden – ich verlor sie.

Als rezessive Seele war ich von Anbeginn an schwächer als Addie. Sie triumphierte, wann immer wir Machtkämpfe um die Kontrolle über den Körper austrugen, den wir uns teilten. Ihr war es bestimmt, zu gewinnen, und mir, zu verlieren – dieses Versprechen stand uns in die Gene geschrieben.

Als wir zwölf Jahre alt waren, schien es, als sollte ich endlich das Schicksal erfüllen, das mir als rezessiver Seele bestimmt war: zu verschwinden. Doch das tat ich nie. Ich verlor allerdings sämtliche Freiheiten – die Fähigkeit zu sprechen, die Kontrolle über meine Gliedmaßen, das Recht, von jemand anderem als Addie wahrgenommen zu werden, deren Körper ich von da an, einem Geist gleich, heimsuchte.

Ich erinnere mich also sehr gut an meine Kindheit. Denn lange Zeit war die Erinnerung an die Freiheit, die ich damals erfahren hatte, die einzige, auf die ich zurück-

greifen konnte, so eingeschränkt sie auch gewesen sein mochte.

Erst als ich Lissa und Hally, Ryan und Devon kennenlernte, begann ich, den Blick in die Zukunft zu richten und nicht bloß in die Vergangenheit. Sie waren ebenfalls Hybride. Sie wussten, was es hieß, im Verborgenen zu leben, und lehrten mich, die Kontrolle über meinen Körper zurückzuerlangen.

Doch nun, da wir alle aufs Neue dazu gezwungen waren, davonzulaufen, und uns von einem Unterschlupf zum nächsten stahlen, wandte ich mich wieder meinen Kindheitserinnerungen zu und suchte Trost darin, dass ihre Kanten vom häufigen Gebrauch weichgezeichnet waren.

<Woran denkst du gerade?>, fragte Addie mich eines Nachts. Wir hatten uns alle in einen Van gezwängt. Peter fuhr, Dr. Lyanne saß neben ihm auf dem Beifahrersitz. Wir Übrigen drängten uns dicht aneinander, Schulter an Schulter, auf den zwei Rückbänken. Die Fenster waren zum Schutz vor der kalten Herbstluft bis oben hin hochgekurbelt.

<An den Schiffskompass>, erwiderte ich.

Alle meine Kindheitserinnerungen waren zugleich auch Addies Erinnerungen. Wir lebten untrennbar miteinander verbunden als Hybride in einem Land, das schon allein unsere Existenz für ungesetzlich erklärt hatte.

Die Erinnerung an jene besondere Sternenkonstellati-

on stammte aus einer Zeit, bevor wir all das begriffen hatten; was sie umso kostbarer machte. Addie und ich waren drei oder vier Jahre alt gewesen. Unsere Familie war zelten gegangen. Unser kleiner Bruder Lyle war damals noch nicht auf der Welt gewesen, daher waren wir nur zu viert – Mom, Dad, Addie und ich.

Ich dachte daran zurück, wie ich zum ersten Mal die Sterne in der klaren Bergluft hatte funkeln sehen. Wir waren ein Kind gewesen, das an die Nächte und Lichter der Stadt gewöhnt war. Die überwältigende Anzahl jener Sterne hatte uns mit tiefer Ehrfurcht erfüllt.

<Weißt du noch?>, fragte ich. <Wie Dad uns immer die Geschichten der Sternkonstellationen erzählt hat, als wir zelten waren? Aber die vom Schiffskompass ...>

<... ist ihm einfach nicht gefallen>, beendete Addie meinen Satz. Ihr Lächeln war nicht bloß eine physische Sache, ein Heben unserer Mundwinkel. Es war ein warmes Leuchten am Rand meines Bewusstseins, wo ich ihre Präsenz mit derselben Gewissheit spürte wie unseren Herzschlag. <Ich erinnere mich.>

Wir glitten in die Erinnerung ab, spendeten uns gegenseitig Trost mit der Vergangenheit, während die Landschaft an uns vorbeiflog.

Viel zu schnell verging eine Woche. Dann noch eine und noch eine. Addie und ich nahmen das Laufen wieder auf, der Schmerz in unserem Knöchel und die blauen Flecken an unserem Körper verblassten zusammen mit

den eindringlichsten Erinnerungen an die letzten paar Tage in Anchoit. Das Bombenattentat auf die Powatt-Anstalt, die Polizeirazzia, die chaotische Flucht durch dunkle Gassen – diese Dinge würden nie vollkommen aufhören, uns heimzusuchen. Aber wir versuchten, den Schmerz, den sie uns bereiteten, unter glücklicheren Erinnerungen zu begraben.

Addie und ich bezogen alle in das Erzählen mit ein. Das Leben in einem Versteck mitten im Nirgendwo bot nicht besonders viele Alternativen. Anfangs guckten wir die Nachrichten mit nahezu religiösem Eifer. Aber der Fernsehschirm spuckte Bilder unserer Gesichter und Namen aus, plärrte unsere Verbrechen heraus: die *Bombenexplosionen* am Lankster Square, das Powatt-Attentat. Nach einer Weile fanden Furcht und Panik einen Weg in unser Innerstes, wo sie alles verfaulten, womit sie in Berührung kamen. Emalia meinte: »Sie sagen immer wieder dieselben Dinge. Können wir es bitte abschalten?«

Und das machten wir. Stattdessen kamen wir im Flur des oberen Stockwerks zusammen oder versammelten uns um den Esstisch oder auf dem verschlissenen Sofa. Wenn Ryan und ich die Kontrolle innehatten, strebten wir danach, die warme Berührung des anderen zu spüren, den Druck meiner Wange an seiner Schulter, den Trost, jemanden an unserer Seite zu haben.

Ich erzählte ihnen von dem Tag, als Lyle und Nathaniel

geboren worden waren. Addie und ich waren damals erst vier gewesen, aber ich hatte das euphorische, hektische Durcheinander nicht vergessen. Ebenso wenig wie das in Blau gehüllte Baby und die kurzzeitige Enttäuschung darüber, dass es kein Mädchen war.

Ich erzählte ihnen nicht von dem Tag, als Nathaniel verschwunden war und es als normal galt, weil er die rezessive Seele war. Oder von dem Tag, als Lyle krank geworden war und sie mit ihm ins Krankenhaus geeilt waren – ein gespenstisch bleicher kleiner Junge, dem die Angst die Sprache verschlagen hatte.

So lautete eine unserer unausgesprochenen Regeln: Keine traurigen Geschichten.

Davon gab es auch so schon genug.

Ich wusste eine Menge über Ryans Vergangenheit, aber es war schön, alles noch mal zu hören. Das riesige alte Haus auf dem Land, wo die Mullans gelebt hatten, bevor sie nach Lupside gezogen waren. Das Knarren der alten Dielenbretter, die stets staubige Bibliothek, der Feldstreifen, auf dem das Gras hüfthoch wuchs und der die perfekte Deckung für Kriegsspiele in der Dämmerung bot. Hally oder Lissa unterbrachen ihn, wenn sie etwas hinzuzufügen hatten oder sich darüber beschwerten, dass sein Bericht nicht ganz der Wahrheit entspräche. Ryan protestierte, aber er lächelte dabei, und ich wusste, dass es ihn nicht wirklich störte. Die Einwürfe seiner Schwestern brachten uns zum Lachen und Ge-

lächter kam in unserem Leben inzwischen nur noch selten vor.

Dr. Lyanne musste zum Geschichtenerzählen überredet werden. Anfangs erzählte sie nur von ihrer Jugend – Schnipsel einer Kindheit gehüllt in Unmengen Spitze und Seide. Ich betrachtete ihre scharf geschnittenen Gesichtszüge und versuchte sie mir zwei Jahrzehnte jünger vorzustellen: nicht als Frau, sondern als kleines Mädchen namens Rebecca, das die Erwachsenen mit seiner altklugen Art und seiner übertrieben ernsten Miene zum Lachen gebracht hatte. Das um das Geheimnis wusste, das sein Bruder Peter in sich trug, es aber mit jeder Faser seines Seins vor Entdeckung schützte.

Im Laufe der Zeit gelang es uns, ihr Anekdoten aus dem Medizinstudium zu entlocken. Aber wir mussten vorsichtig sein. Dr. Lyannes Studium war eng mit ihrem Spezial- und Interessengebiet der Neurobiologie verbunden. Der Hybridität. Es hatte sie zu ihrer Stelle an der Nornand-Klinik für Psychiatrie geführt, wo sie Jaime begegnet war und dann uns Übrigen. Wo Addie und ich sie überzeugt hatten, ihre Arztkollegen zu hintergehen und uns zur Flucht zu verhelfen.

Henris Geschichten hörten alle am liebsten, weil er die Welt gesehen hatte. Besonders Jaime brütete über Henris verbliebenen Landkarten, während dieser die Orte beschrieb, an denen er gewesen war, die Dinge, die er erlebt hatte und über die er geschrieben hatte.

»Hast du auch über uns geschrieben?«, fragte Kitty mitten in eine Geschichte über den Nahen Osten hinein. Henri hatte zwei Monate dort verbracht und über einen Grenzkrieg zwischen zwei Nationen berichtet, von denen wir noch nie gehört hatten – die auf den veralteten Landkarten, mit denen wir in der Schule unterrichtet wurden, nicht einmal existiert hatten. »Über uns als Personen, meine ich.«

Henri lächelte. »Nicht namentlich. Es ist sicherer so, für den Fall, dass etwas abgefangen wird.«

Aus irgendeinem Grund war mir das noch nie in den Sinn gekommen. Ich hatte gewusst, dass Henri mit der Absicht zu uns gekommen war, über die Hybrid-Misere in den Americas zu berichten. Und dass er mithilfe seines Satellitentelefon – das in meinen Augen mehr Miniaturcomputer als Telefon war – Artikel und Informationen nach Hause geschickt hatte. Aber ich hätte nie gedacht, seine Geschichten würden etwas anderes sein als allgemeiner Natur.

Der Gedanke ließ mir keine Ruhe. Irgendwo da draußen hörte vielleicht jemand von unserer Geschichte, und sie würde womöglich schlicht das sein: eine Geschichte, die beim morgendlichen Kaffee gelesen wurde oder beim Abendessen im Hintergrund erschallte. Nicht mehr.

<Seltsam, oder?>, sagte ich zu Addie.

<Du machst dir zu viele Gedanken, Eva>, erwiderte sie.

Aber ich konnte nicht anders. Jahrelang, ehe ich die

Kontrolle über meinen Körper wiedererlangte, hatte ich nichts anderes getan, als nachzudenken und mir Dinge auszumalen. Jetzt stellte ich mir vor, wie mein Leben vielleicht ausgesehen hätte, wenn Addie und ich in einem jener Länder auf der anderen Seite des Ozeans geboren worden wären, wo Hybridität akzeptiert war und normal.

Oder was wäre gewesen, wenn Addie und ich Frieden gefunden hätten, als wir fünf Jahre alt waren, genau nach Zeitplan? Mich würde es nicht mehr geben und Addie hätte ein vollkommen anderes Leben geführt. Ohne Arzttermine, ohne Psychologen, ohne Medikamente. Ohne schiefe Seitenblicke auf dem Spielplatz. Ohne flüsternde Lehrer. Ohne die Nornand-Klinik für Psychiatrie.

Ohne Hally und Lissa, oder Ryan und Devon, oder irgendjemanden der Menschen, denen wir seitdem begegnet waren.

Es war weniger als ein Jahr vergangen, seit Addie und ich unser Zuhause verlassen hatten, aber bereits jetzt fiel es mir schwer, mir vorzustellen, wie unser Leben ausgesehen hätte, wenn wir meine Existenz weiter geheim gehalten hätten. Der Geist in Addies Kopf, der zu laut brüllte, um unter Verschluss gehalten zu werden.

Wir hatten jetzt viel Zeit zum Herumsitzen und Nachdenken. Aber es war viel schöner, sich auf die guten Zeiten zu konzentrieren. Sich die Menschen in Erinnerung zu rufen, die mir am meisten bedeuteten.

Meine Mutter und meinen Vater, die mich immer noch liebten, davon war ich überzeugt.

Meinen Bruder Lyle, der – so sagte ich mir – das Nierentransplantat erhalten hatte, das uns versprochen worden war.

Ich wählte die Erinnerung an Sabine und Josies festen Blick aus, an das Selbstvertrauen, das sie mir nur mit diesem Blick eingeflößt hatten. Ich sah vor mir, wie Cordelia und Katy mit zurückgeworfenem Kopf gelacht hatten und ihre kurzen weißblonden Haare zart im Licht geschimmert hatten. Ich traf die Entscheidung, mich nur an Christophs unbeschwerte Momente zu erinnern, wenn ein Riss in seiner Rüstung aus Wut einen Blick auf die scharfkantigen Scherben einer Vergangenheit gestattete, die sich noch immer in sein Innerstes gruben.

Jackson – Jackson und Vince sah ich als den Paketboten in Nornand vor mir, der uns versichert hatte, es bestünde Hoffnung auf eine Flucht.

Es war tabu für mich, an die Dinge zu denken, die wir mit Sabines Gruppe erlebt hatten. Das Chaos, das wir mit unseren Feuerwerkskörpern am Lankster Square ausgelöst hatten. Den Plan, die Powatt-Anstalt in die Luft zu jagen, an dem wir mitgewirkt hatten – ohne zu ahnen, dass Sabine nicht nur Zement und Stahl in tausend Stücke sprengen wollte, sondern auch die Leiber der Regierungsvertreter, die in jener Nacht das Gebäude besichtigen sollten.

Den Kampf, den wir mit den anderen austrugen, als wir es herausgefunden hatten und versuchten, das Ganze zu stoppen.

Den Preis, den wir dafür bezahlt hatten.

Keine traurigen Geschichten. So lautete die Regel.

Kapitel 1

An dem Tag, als Henri uns verlassen sollte, erwachten Addie und ich und vernahmen das leise Gemurmel eines Nachrichtensprechers. Wir stahlen uns an Kitty und Hally vorbei, die beide noch schliefen, und schlüpfen aus dem Schlafzimmer, das wir uns mit ihnen teilten.

Devon saß im Erdgeschoss im Halbdunkel der heraufziehenden Morgendämmerung, den Blick auf den Mini-Fernseher gerichtet. Der Bildschirm warf kuriose, flackernde Schatten durch das Wohnzimmer. Es war niemand sonst zu entdecken.

»Sie sind noch nicht losgefahren, oder?«, flüsterte Addie, als sie sich zu Devon auf das klumpige Sofa setzte. Er löste den Blick nicht vom Fernsehbildschirm, schüttelte aber den Kopf.

<Wo sind sie?>, fragte ich, und Addie war im Begriff, meine Frage laut zu wiederholen, als Henris Zimmertür aufging. Das war Antwort genug.

Henri lächelte uns zu, seine Zähne hoben sich strahlend weiß von seiner dunklen Haut ab. »Ich dachte, wir hätten uns gestern Abend schon voneinander ver-

abschiedet, damit ihr heute nicht so früh aufstehen müsst.«

Er hatte nur einen kleinen Koffer bei sich. Die meisten Dinge hatte er zurückgelassen, als wir aus Anchoit geflohen waren. Ich malte mir aus, dass sie der Polizei in die Hände gefallen waren und wie sie durch seine Notizen und halb fertigen Artikel blätterten. Sie würden nun Ausschau nach ihm halten. Ein ausländischer Reporter, der in den Americas lebte, brachte sich in große Gefahr, und Henri hatte endlich dem Druck von Freunden und Familie nachgegeben, nach Übersee zurückzukehren, solange es ihm noch möglich war.

Er beugte sich über die Rückenlehne des Sofas, um einen besseren Blick auf den Fernsehbildschirm zu erhaschen. »Schon wieder Jenson?«

Devon nickte. Es war eine alte Aufzeichnung. Mark Jenson hatte in den vergangenen Wochen eine Menge Interviews gegeben und Ansprachen gehalten. Über Hybride. Über Powatt. Über die nationale Sicherheit im Allgemeinen.

Es fiel schwer, das Bild, das er der Welt vermittelte – gelassen, aalglatt und selbstsicher – mit dem des Mannes zusammenzubringen, der versucht hatte, Addie und mich aus der Anstalt zu tragen, nachdem wir uns den Knöchel verstaucht hatten. Des Mannes, der uns nach der Explosion aus dem Schutt gegraben hatte, der Blick wild, das Hemd voller Blut.

Jedes Mal, wenn ich ihn sah, spürte ich einen Phantomschmerz in der Schulter – seine Nägel, die sich in unsere von blauen Flecken übersäte Haut gruben. *Wo ist der Junge?*, hatte er uns angebrüllt. *Wo ist Jaime Cortae?*

»Er versucht, die Situation unter seine Kontrolle zu bringen.« Jemand, der ihn nicht kannte, hätte vielleicht angenommen, Devon wäre gelangweilt von der ganzen Sache. Aber ich bemerkte, wie aufmerksam sein Blick Jensions Bewegungen folgte. Devon erwies sich oftmals als der Scharfsinnigste von uns, obgleich er sich so verhielt, als wäre die Welt für ihn nur ein ansatzweise interessantes Schattenspiel.

»Für mich macht es nicht den Eindruck, als wäre es Jensions Job, die Dinge zu kontrollieren. Aber ich nehme mal an, er gilt als Experte für die Hybrid-Problematik.« Henri richtete sich wieder auf und Devon löste den Blick endlich vom Fernsehbildschirm. Seine Miene war wie üblich so unbewegt, als handele es sich um die stille Wasseroberfläche eines Teichs, doch etwas rührte sich in ihr, als Henri sagte: »Tja, ich schätze, es ist Zeit zu gehen.«

Devon und Ryan waren Frühaufsteher, aber vier Uhr morgens war als spontane Aufwachzeit selbst für sie ein wenig extrem.

»Hier ...« Henri griff in die Hosentasche und zog sein Satellitentelefon hervor. Er reichte es Devon. »Du weißt doch noch, wie es funktioniert, oder?«

Devon drehte und wendete das Telefon bereits in den Händen, musterte das beinahe handflächengroße Display, die Miniaturtastatur, den Anschluss, über den man es mit einem Computer verbinden konnte. Er nickte, während er an der Antenne herumnestelte. Dann hob er den Kopf und sah Henri an. »Wirst du es nicht selber brauchen?«

Henri zuckte mit den Schultern. »Meine Heimreise sollte nicht länger als ein paar Tage dauern. Ich habe meine Leute darüber informiert, nicht mit Anrufen von mir zu rechnen, bis ich wieder zu Hause bin. Außerdem brauche ich eine Möglichkeit, mit euch allen in Kontakt zu bleiben.« Er lächelte leicht. »Aber seid vorsichtig. Es ist nicht unmöglich, diese Geräte zurückzuverfolgen, falls die Regierung euch auf die Spur kommen sollte. Begrenzt die Dauer eurer Telefonate. Und erlaubt Ryan nicht, es auseinanderzunehmen. Er schafft vielleicht nicht, es wieder zusammensetzen.«

Devon – *Devon* – grinste beinah. »Ich könnte es wieder zusammenschrauben.«

Ich lachte leise im Schlupfwinkel meines Geistes und fragte mich, welche Bemerkung Ryan wohl dazu gemacht haben mochte.

Die Hintertür ging auf und Emalia und Peter standen vor uns. Emalia schien nicht überrascht, mich und Adie bereits wach zu sehen, Peter dagegen hob die Augenbrauen.

»Kann es losgehen?«, fragte Emalia. Im nächsten Moment zog sie die Jacke enger um sich. Sie und ihre Zwillingseele Sophie hatten angeboten, Henri zu seinem Kontakt im nächsten Bundesstaat zu bringen, und damit argumentiert, die klügste Wahl zu sein, weil ihr Aussehen nicht über die Nachrichten verbreitet worden war. Außer ihr war nur Kitty und Nina dieses Glück zuteilgeworden.

Natürlich hatten die Informationen über Jaime seit Monaten in den Medien kursiert. Von uns allen war er derjenige, den Jenson am verzweifeltsten suchte – das einzige Kind, das die Operation überlebt hatte, mit der die Ärzte der Nornand-Klinik ihm die zweite Seele entrissen hatten.

Aber Jenson hatte auch Ryan und Dr. Lyanne in Powatt gesehen, als sie Addie und mir zur Rettung geeilt waren, nachdem wir versucht hatten, die Bombenexplosion zu verhindern. Er musste zu dem Schluss gekommen sein, dass Hally mit ihrem Bruder unter einer Decke steckte, und die Polizeirazzia hatte vermutlich genug belastendes Material zutage gefördert, um Henri und Peter als Verdächtige einzustufen.

Es schmerzte mich, dass sie alle mit uns für das Bombenattentat verantwortlich gemacht wurden.

»Fahrt vorsichtig«, sagte Peter. Er und Dr. Lyanne würden für den Fall, dass etwas schiefging, mit uns im Versteck bleiben. Das war das Mantra, das wie ein Damokles-

schwert über jeder Sekunde unseres Lebens hing: Für den Fall, dass etwas schiefgeht.

Henri schenkte uns und Devon einen letzten Blick, so als wollte er sich unsere Gesichtszüge einprägen.

»Gebt auf euch acht«, sagte er schließlich und trat zu Emalia an die Tür.

Sie machten sich auf den Weg, während uns anderen nichts weiter übrig blieb, als ihnen hinterherzusehen.

»Ich kann nicht fassen, dass ihr mich nicht aufgeweckt habt«, sagte Hally Stunden später. Sie saß neben Addie und mir auf der Galerie, von der aus man ins Wohnzimmer und Foyer hinunterblickte. Unsere Beine baumelten über dem Rand.

Ryan, der auf unserer anderen Seite saß, griff zwischen die Stäbe des Geländers, um eine Hälfte von Hallys Erdnussbutter-Sandwiches zu stibitzen. Sie zog ihre Hand einen Moment zu spät zurück und setzte eine beleidigte Miene auf.

»Es war vier Uhr früh.« Ryan bot mir einen Bissen von dem Sandwich an. Erdnussbutter tropfte auf seinen Finger, und er steckte ihn in den Mund, weshalb seine nächsten Worte gedämpft klangen. »Du stehst nicht gern vor zehn auf.«

»Ich wäre aber aufgestanden, wenn ihr anderen alle aufsteht«, beschwerte sie sich.

Ich konnte nur schwer glauben, dass Addie und ich

einst auf dem Schulkorridor an Devon oder Ryan vorbeigegangen waren und sie kaum eines Blickes gewürdigt hatten. Dass wir alles getan hatten, um Hally aus dem Weg zu gehen, weil wir Angst gehabt hatten, ihr fremdes Aussehen würde uns in noch größere Schwierigkeiten bringen.

Jetzt gehörten sie zu den wichtigsten Menschen in meinem Leben.

Ryans Augenbraue schoss hoch, als ich ihn einen Moment zu lang anstarrte, seine Lippen verzogen sich zu einem sanften Lächeln. *Was ist?*, schienen sie zu fragen, und ich schüttelte, ebenfalls lächelnd, den Kopf.

Wir waren gut darin geworden, mit Blicken zu kommunizieren – mit einer Berührung und dem Verziehen eines Mundwinkels. Kleine Gesten waren alles, was uns zur Verfügung stand. Die Verstecke waren selten großzügig bemessen. Selbst wenn wir beide uns nicht den Körper mit einer zweiten Seele geteilt hätten, wäre es schwierig gewesen, den Raum und die Zeit zu finden, allein miteinander zu sein.

Manchmal bot Addie mir an, eine Zeit lang unterzutauchen. Aber Schuldgefühle ließen mich ihr Angebot meist ablehnen. Auch Addies Gedanken kreisten um einen Jungen. Einen, der nicht hier war, um verstohlene Küsse in dunklen Fluren mit ihr auszutauschen, zu lachen und den wissenden Blick zu ignorieren, den Emalia uns zuwarf, wenn sie an uns vorbeikam.

Hally aß ihr Sandwich auf und erhob sich, Krümel von der Bluse fegend. »Also wenn ...«

Es klingelte an der Tür.

Hallys Mund schnappte zu. Addie flüsterte: <Aber wer ...?>

Wer sollte bei uns klingeln? Dieses Haus war eine Idee weniger entlegen als die ersten beiden, in denen wir gewohnt hatten, aber immer noch fast eine Stunde von der nächsten größeren Stadt entfernt. Leute tauchten nicht so einfach auf unserer Türschwelle auf.

Dr. Lyanne trat aus ihrem Zimmer im Erdgeschoss, die vom Duschen noch feuchten Haare zu einem Zopf geflochten. Auf ihrem Gesicht lag ein verletzlicher Ausdruck, als sie zu uns hochsah und uns bedeutete, leise zu sein.

Peter kam zu seiner Schwester in die Eingangshalle. Die Vorhänge an den Fenstern waren alle zugezogen. Der größere der zwei Wagen stand noch in der Auffahrt, daher konnten wir nicht so tun, als wäre das Haus unbewohnt, aber wir konnten vorgeben, es sei niemand da.

Einen langen Moment sagte niemand etwas. Niemand machte Anstalten, die Tür zu öffnen.

Es klingelte erneut.

Dann begann das Klopfen. Nachdrückliches Pochen an der Tür.

Die Stimme einer Frau ertönte.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte sie. »Mein Name ist Marion Prytt und ich würde gern mit Addie Tamsyn sprechen.«

Kapitel 2

Dr. Lyanne gab uns ein Zeichen, den Raum zu verlassen, und wir zogen uns in Begleitung der anderen mit wild pochendem Herzen in unser Zimmer zurück. Ich ließ mich auf eins der Betten sinken, meine Finger krallten sich in die zerschlissene Patchwork-Decke.

Hally huschte als Letzte ins Zimmer. »Was meint ihr, wer sie ist?«, flüsterte sie, während sie die Tür hinter sich zuzog. Ryan stand neben uns, vollkommen perplex und starr vor Schreck.

Natürlich hatte keiner von uns eine Idee. So wie unsere Bilder überall zirkulierten, hätte inzwischen jeder über uns Bescheid wissen können. *Ganz ruhig*, befahl ich mir streng. Ich konzentrierte mich auf unsere Atmung. *Flipp jetzt bloß nicht aus*.

Addie und mir waren Panikattacken nicht unbekannt – wir waren mit ihnen vertraut, seit wir sieben Jahre alt gewesen waren und enge Räume zu fürchten gelernt hatten. Aber in den Wochen seit Powatt hatten auch andere Dinge begonnen, uns in Panik zu versetzen: unvermutete Geräusche, plötzliche Wärme.

Manchmal genügte allein die Erinnerung an die Dunkelheit, den Schmerz, die Angst, unter einer umgestürzten Wand dem Vergessen anheimzufallen, während unsere Überreste von den Flammen aufgezehrt wurden.

<Wenn die Frau hier wäre, um uns zu verhaften>, sagte ich zu Addie, <hätte sie nicht angeklopft.>

<Gott weiß, was sie vorhat, Eva. Jenson wusste, dass wir in Anchoit waren – wusste, dass wir etwas planten –, und er hat sich von uns ferngehalten, bis er wusste, wie er uns am meisten schaden konnte.>

Hally stützte sich mit den Händen auf das Fensterbrett. »Sie hat ein schönes Auto.« Dann kniff sie die Augen zusammen und strich sich die schwarzen Locken aus dem Gesicht. »Das Nummernschild kann ich nicht erkennen – oh, da sitzt ein Mädchen auf der Rückbank ...«

Ryan stürzte mit uns zum Fenster. Während wir zusehen, öffnete das Mädchen die Wagentür und stieg aus. Sie mochte vielleicht zwölf sein, ein bisschen älter als Kitty und Nina. Ihr Mantel flatterte im Wind, als sie auf das Haus zueilte, die Schultern zum Schutz gegen die Kälte hochgezogen.

<Wenn die Frau hier wäre, um uns zu verhaften>, sagte ich mit etwas größerer Überzeugung, <warum sollte sie dann ein Kind dabei haben?>

»Meint ihr, sie sind hybride?«, fragte Hally. Bevor in Anchoit alles in die Brüche gegangen war, hatten die Leute

oft bei Peter Hilfe gesucht. Sie hatten vom Freund eines Freundes von ihm gehört – Raunen über einen Mann, den Kopf eines Netzwerkes aus Hybriden und Hybrid-Sympathisanten, der unter Umständen ein Kind in Sicherheit bringen oder es sogar aus einer Anstalt befreien konnte. Der ein Beweis dafür war, dass es irgendwo da draußen noch Hoffnung gab.

Das Mädchen draußen hob den Kopf und sah zu uns hinauf.

Ihr Gesicht war uns aus irgendeinem Grund vertraut.

Sie erkannte unseres zweifellos. Ihre Augen wurden groß und ihr fiel die Kinnlade herunter. Der böige Wind hatte ihre Wangen gerötet.

<Woher kennen wir sie?>, flüsterte ich Addie zu.

Ryan verschränkte seine Finger mit unseren. »Was ist?«

»Ich habe sie schon mal gesehen, glaube ich.« Automatisch drückte ich seine Hand. »Ich ... ich kann mich nicht daran erinnern, wo.«

Peter trat in unser Blickfeld, er winkte das Mädchen zu sich. Dann folgte sein Blick dem ihren, ruhte kurz auf uns, bevor er wieder zu dem Kind zurückkehrte. Sie versuchte weiter, Blicke auf uns zu erhaschen, aber er scheuchte sie ins Haus.

Ich durchforstete hektisch meine Erinnerungen.

<Nicht aus der Schule>, sagte Addie. So weit hatte ich gar nicht zurückgedacht. Unsere Erinnerung an das Gesicht des Mädchens war jüngerem Datums.

»Aus Anchoit?«, fragte Ryan, aber er klang zweifelnd, und ich schüttelte den Kopf. Die Erinnerung war beinahe zum Greifen nah ...

»Sie war nicht in Nornand.« Hallys Stimme klang überzeugt und niemand erhob Widerspruch. Ich erinnerte mich an das Gesicht eines jeden Patienten, den wir in Nornand gekannt hatten, selbst wenn die Feinheiten nach so vielen Monaten nur noch undeutlich waren. Dieses Mädchen hatte nicht die blaue Uniform mit uns getragen.

Es klopfte leise an unserer Zimmertür.

»Ich bin's«, sagte Peter und wartete nur einen Wimpernschlag ab, ehe er den Raum betrat.

Er sah aus, wie er jetzt stets aussah. So als versuche er, die Welt mit seinen Fäusten zusammenzuhalten. Manchmal wünschte ich mir, ich könnte ihn immer noch auf die Weise betrachten wie in jener Nacht, als er uns aus Nornand gerettet hatte. Als er und Jackson sich in der Dunkelheit des Klinikflurs materialisiert hatten wie die Helden eines Märchens, die uns zu Mondlicht und Freiheit geleiteten.

Ich kannte ihn inzwischen besser. Er war einfach nur ein Mann – der sehr viel wollte, aber dessen Möglichkeiten begrenzt waren.

»Eva«, sagte Peter. »Könnte ich dich mal sprechen?«

Ryan ließ unsere Hand nur widerwillig los. Ich warf ihm einen beruhigenden Blick zu, als ich Peter folgte. Wir

gingen nur über den Flur in das Zimmer, das er sich mit Emalia teilte. Wie fast überall im Haus roch es auch hier nach Sägemehl und Holzlack.

»Ich habe das Mädchen schon mal gesehen«, sagte ich, sobald Peter die Tür geschlossen hatte. »Ich weiß nicht mehr, wo, aber ...«

»Sie heißt Wendy Howard«, sagte Peter, und ich runzelte die Stirn. Der Name sagte uns nichts. »Ich glaube nicht, dass du ihr schon mal begegnet bist.«

»Doch«, widersprach ich. »Ich habe ihr Gesicht wiedererkannt ...«

Peter griff in seine Hosentasche und zog ein gefaltetes Blatt daraus hervor. Er breitete es auf dem Schreibtisch aus und strich es glatt. »Bist du dir sicher, dass du dich nicht hieran erinnerst?«

Ich erstarrte. Addies Reaktion war emotionaler, aber da sie gerade nicht die Kontrolle innehatte, blieb ihre Reaktion unbemerkt. Ich spürte sie jedoch – eiskalt, messerscharf – im Innern.

Bei dem Blatt handelte es sich um ein Flugblatt. So hatten wir sie genannt, als wir sie gemacht hatten. Als wir sie über die Dachkanten der Gebäude rund um den Lankster Square geschleudert hatten.

Peter hatte recht. Wir waren Wendy Howard noch nie begegnet. Wir hatten nur eine Ähnlichkeit auf Papier gebannt, die so verblüffend war, dass sie uns einen Schauer über den Rücken jagte.

»Wendy hat es mitgebracht«, sagte Peter. »Ihr habt es gezeichnet, oder?«

Ich nickte. Ich starrte noch immer das Flugblatt an, das Porträt eines Mädchens, das unsere Hände mit so viel Sorgfalt geschaffen hatten.

»Wir haben sie für ... für den Lankster Square gemacht«, sagte ich leise. Wir hatten Peter und den anderen schon davon erzählt. Wie Sabine uns angeworben hatte, ihr zu helfen, während der Kundgebung für Ablenkung zu sorgen, damit sie und Devon sich ins Rathaus schleichen und die Regierungspläne für die Powatt-Anstalt stehlen konnten. »Auf allen Flugblättern waren Hybridkinder abgebildet ...«

Ich fuhr mit den Fingern die Worte nach, die quer über das Gesicht von *Anna H.*, 15 liefen.

Wie viele Kinder sind für dieses Heilmittel gestorben?

Es war seltsam, daran zurückzudenken, wie hoffnungsvoll wir damals gewesen waren. Wie unglaublich erleichtert und glücklich ich gewesen war, Teil von etwas zu sein. Eine Macht, die eine Veränderung herbeiführen würde.

<Deine Zeichnung ist unglaublich toll>, flüsterte ich. Addie hatte nur Cordelias Beschreibung zur Verfügung gestanden. Anna und Cordelia waren zusammen in einer Anstalt gewesen. <Sie sieht genau wie das Mädchen von vorhin aus.>

Addie erschauerte. <Aber bei ihr kann es sich unmöglich um Anna handeln.>

Anna H. war tot.

Wir hatten für unsere Flugblätter nur tote Kinder ausgewählt.

Peter faltete das Flugblatt wieder zusammen. Vielleicht hatte er mitbekommen, wie ich es anstarrte – und wusste, dass ich an nichts anderes als an die Stunden denken konnte, die Addie und ich auf jenem Speicher über Sabines und Cordelias Fotoladen verbracht hatten, solange es auf dem Schreibtisch lag.

An den Tag, an dem wir uns mit einem Gefühl der Verantwortung, das uns schwindeln ließ, aus Emalias Wohnung geschlichen hatten und einen Stapel jener Flugblätter und einen selbst gebastelten Feuerwerkskörper auf ein Dach brachten, von dem aus man den Platz sehen konnte.

Wie war eines der Flugblätter in Wendy Howards Hände geraten? War sie an jenem Morgen dort gewesen? Oder war das Flugblatt von Hand zu Hand weitergereicht worden, bis es bei ihr war?

»Wendy behauptet, sie sei Annas Schwester«, sagte Peter.

»Hybride?«

Er schüttelte den Kopf. Ich kämpfte darum, die Erinnerungen an den Lankster Square abzuschütteln. Das Donnern der Feuerwerkskörper, als sie hochgingen. Das entsetzte Geschrei der Menschenmenge. Dies war nicht der Moment für traurige Geschichten. Noch nicht einmal

in der Abgeschlossenheit meines Geistes. »Und die Frau, die bei ihr ist? Marion?«

»Eine Reporterin«, sagte Peter. »Sie behauptet, sie plane eine Dokumentation über Anna und Wendy. Über Hybride im Allgemeinen. Sie findet den menschlichen Aspekt spannend. Sie will unsere Interessen fördern.«

Dokumentation. Interessen. Die Wörter verloren ihre Bedeutung für mich, zersplitterten zu Fragmenten, die keinen sinnvollen Zusammenhang mehr ergaben. Interessen. Hieß das, sie hielt unsere Geschichte für interessant? Oder meinte sie, es sei eine Geschichte über menschliche Interessen? Unsere Interessen? Unser Bedürfnis nach Freiheit und Sicherheit, das für so viele andere nicht bloß ein Interesse, sondern ein Recht war?

<Es könnte eine Falle sein>, sagte Addie. Wenn die vergangenen Monate uns eins gezeigt hatten, dann, dass wir nur extrem wenigen Menschen vertrauen konnten. <Die Regierung und die Medien sind eng miteinander verzahnt. Warum sollte sie auf unserer Seite sein?>

»Warum ist sie gerade zu uns gekommen?«, fragte ich.

»Weil sie das Risiko kennt, das sie mit ihrem Vorhaben eingeht.« Peter musterte die modrigen Regale, die entlang der Zimmerwand angebracht waren. Seine Handflächen ruhten flach auf der Schreibtischplatte, seine Armmuskeln waren angespannt. »Wenn die Regierung ihr auf die Schliche kommt, werden sie hinter ihr her sein.

Sie wird dann Leute brauchen, die sie verstecken und beschützen.«

»Du glaubst wirklich, sie will uns helfen?«

Er zögerte. »Vielleicht. Oder vielleicht will sie auch nur sich selbst helfen. Wenn die Dinge ... wenn die Dinge gut für uns enden, wird es die Story ihres Lebens.«

»Können wir den beiden trauen? Ich meine, Wendy ... Wendy ist vielleicht tatsächlich Annas Schwester, aber ...«

»Aber das heißt nicht viel«, ergänzte Peter. »Nur weil Wendys Schwester hybride war, bedeutet das noch lange nicht, dass Wendy sich zu schade dafür ist, bei der Verfolgung anderer Hybride zu helfen.«

Er sagte es so unverblümt, so simpel. Wendy Howard sah kaum alt genug aus, um ein Teenager zu sein, aber vielleicht hieß das nur, dass sie einfacher zu manipulieren war.

»Warum sind sie dann immer noch hier?«, fragte ich voller Unbehagen.

Peter lachte. Es war ein leises, müdes Lachen, aber nichtsdestoweniger ein Lachen. »Marion kam vorbereitet. Sie hat etwas, das wir wollen, und sie weiß es.«

Etwas an der Art und Weise, wie Peter uns ansah, war seltsam. Etwas, das eine Alarmglocke in unserer Brust läuten ließ, die wild gegen unser Herz schlug.

»Was?«, fragte ich.

Er hielt inne. So als bräuchte er einen Moment, um

sich zu überzeugen, dass Addie und ich mit dem fertig-
werden würden, was er im Begriff war, uns zu sagen.

»Was hat sie, Peter?«, verlangte ich zu wissen.

»Es geht um Jackson«, sagte er. »Sie behauptet, sie
wüsste, wie wir Jackson retten können.«

Kapitel 3

Jackson hieß mit vollem Namen Jackson Montgomery. Aber das erfuhren Addie und ich erst Monate, nachdem wir ihm zum ersten Mal begegnet waren. An unserem ersten Tag in der Nornand-Klinik war er nichts weiter als ein Paketbote gewesen, der uns viel zu neugierig angestarrt hatte. Wir waren die neue Hybride in der Psychiatrie; da gab es viel zu staunen.

Jacksons wahre Agenda entdeckten wir erst, als er uns in eine Abstellkammer zerrte und uns die Wahrheit zuflüsterte: Er und Peter würden uns retten. Später, nachdem wir entkommen waren, lernten wir auch Vince kennen, die zweite Seele, mit der er sich den Körper teilte. Die beiden brachten uns bei, wie wir unseren Körper für eine gewisse Zeit der anderen überlassen konnten. Sie stellten uns Sabine und ihrer Truppe vor. Gaben uns ein Ziel. Bewahrten uns davor, von unserem eigenen Sicherheitsnetz stranguliert zu werden.

Inmitten des Ganzen verliebte sich Addie in den Jungen mit den hellblauen Augen und den zu langen Haaren und dem Lächeln, das typischerweise aufflammte wie ein

Streichholz in der Dunkelheit. Dann verriet er uns beide, und während sie noch darum bemüht war, aus den Stücken ihres gebrochenen Herzens klug zu werden, verhafteten Polizisten ihn brutal auf der Straße.

Wir hatten noch immer das Videomaterial, das Kitty aus Versehen von Jacksons Verhaftung gefilmt hatte. Wir hatten es uns noch nicht angesehen – hatten es nirgendwohin zum Entwickeln gebracht. Aber die Filmkassette war am Boden unseres Koffers verstaubt.

»Jackson?«, sagte Addie. Der Wirbelwind ihrer Gefühle manifestierte sich im Zusammenkrampfen unseres Magens, dem Schmerz in unserer Brust.

Peter hatte den Kontrollwechsel mitbekommen. Er war nicht immer sichtbar, besonders für jemanden, der nicht danach Ausschau hielt. Aber Peter war selbst hybride. Er kannte die Anzeichen.

»Das behauptet sie zumindest«, sagte er.

»Hat sie einen Beweis dafür, dass er noch am Leben ist?«

»Sie behauptet, den hätte sie.« Peter musterte uns. Versuchte, unsere Reaktion einzuschätzen. »Sie sagt, sie hätte ihn getroffen. Sie sagt, sie hätte eine Nachricht von ihm. Und sie würde sie nur dir geben.«

Addie und ich fanden Marion Prytt in der Küche, wo sie mit Dr. Lyanne und Wendy an der Anrichte lehnte. Die drei hielten bunt zusammengewürfelte Kaffeebecher in den Händen. Aber keine von ihnen trank.

Marion war ungefähr so alt wie Dr. Lyanne – Ende zwanzig. Ihr schmales Gesicht war irgendwie nichtsagend. Aber ihre Augen leuchteten auf, als sie uns sah.

»Du musst Addie sein.« Ihre Stimme klang merkwürdig atemlos und rau zugleich. Als sie einen Schritt auf uns zumachte, zuckte Dr. Lyanne unwillkürlich, so als wolle sie sie daran hindern. Das tat sie jedoch nicht, und Marion lächelte, während wir einander die Hände schüttelten. »Ich bin Marion Prytt. Es ist schön, dich endlich kennenzulernen.«

»Endlich?«, echote Addie. Unser Blick huschte zu Dr. Lyanne. »Sie haben schon viel über uns gehört?«

Von dem ausgehend, was wir selbst über uns aus den Nachrichten erfahren hatten, schien es unmöglich, dass irgendwer es schön finden sollte, uns kennenzulernen. Aber falls Marion tatsächlich eine Reporterin war, die über die Regierungskontakte verfügte, die man brauchte, um Jacksons Aufenthaltsort zu kennen, wusste sie vielleicht mehr über Addie und mich, als über das Fernsehen verbreitet wurde.

»Na ja, viel natürlich nicht«, antwortete Marion. Das lebhaftes Mienenspiel ihrer zarten Gesichtszüge wechselte kontinuierlich. »Aber genug. Einiges von Regierungsseite, anhand der Informationen, die sie über dich verbreitet haben. Und einiges von Jackson.«

Peter quetschte sich neben uns in die enge Küche. »Sie sagten, Sie hätten eine Nachricht von ihm.«

Ich zögerte. <Addie ...> Ich wusste nicht wie, aber ich wollte sie vor dem bewahren, was Marion jeden Moment sagen würde. Sie vor dem Schmerz schützen, den es ihr womöglich bereiten würde.

Addie war ein einziges Nervenbündel, zum Zerreißen gespannt.

Marion sprach, als wäre niemand außer ihr und uns in der Küche. »Er lässt dir ausrichten, dass du die Hoffnung bewahren sollst. Und daran denken, wie ihr segeln wart.«

<Wir waren nie segeln ...>, hob ich an. Aber unsere Finger umklammerten die Küchenanrichte und Addie stieß ein hilfloses, atemloses Lachen aus.

<Ich schon>, flüsterte sie.

Das Telefon klingelte.

»Ich geh dran«, sagte Dr. Lyanne und schlüpfte an uns vorbei zur Tür hinaus.

»Klingt das nach Jackson, Addie?« Peters Miene war mitfühlend. Soweit ich wusste, hatte ihm niemand von Addie und Jackson erzählt. Aber auf engem Raum unter besonderer Anspannung zu leben hieß, dass es schwer war, Geheimnisse zu bewahren. Sie suchten sich ihren Weg durch feinste Risse, sickerten von einer Person zur nächsten.

Unsere Zähne gruben sich in unsere Unterlippe. Aber Addie nickte.

Ich sagte kein Wort, noch nicht einmal im Schutz der Privatsphäre, die unsere Zwillingseele miteinander teil-

ten. Ich verstand die Botschaft, die Hoffnung zu bewahren. Es waren die Worte, die Jackson uns in Nornand zugerannt hatte. Es war die Parole, die ich während unserer Mission, die Regierungsleute vor Sabines Bombe zu retten, zu ihm zurückgespielt hatte.

Aber in all den Monaten, die wir einander gekannt hatten, waren wir nie segeln gewesen.

Ich war nie segeln gewesen. Addie offenbar schon.

»Peter.« Dr. Lyanne stand in der Tür. Ihre Augen schimmerten und ihre Wangen waren seltsam gerötet.

Peter genügte ein Blick, und er eilte zu ihr, nachdem er uns bedeutet hatte, uns nicht vom Fleck zu rühren. Er und Dr. Lyanne zogen sich ins Wohnzimmer zurück.

<Da stimmt etwas nicht>, sagte ich. Addie warf einen Blick über die Schulter, aber Peter und Dr. Lyanne waren zu weit entfernt, als dass wir sie hätten sehen können. <Das spüre ich.>

Es fühlte sich dieser Tage ständig so an, als stimme etwas nicht. Das Gefühl kratzte wie eine Wolljacke auf nackter Haut. Mir gelang es einfach nicht, es abzustreifen.

»Hat er es dir erzählt?«, fragte Marion.

Addie guckte wieder zurück zu ihr. »Wie bitte?«

»Peter.« Marion sprach so leise, dass ihre Stimme außerhalb der Küche nicht gehört werden konnte. »Von Darcie Grey. Von dem Videomaterial.«

Unsere Miene muss Antwort genug gewesen sein. Ma-

tion trat einen kleinen Schritt auf uns zu, als wären wir ein wildes Tier, das sie durch plötzliche Bewegungen in die Flucht treiben könnte. »Es gibt ein vierzehnjähriges Mädchen namens Darcie Grey. Sie lebt ein paar Stunden östlich von hier, in der Nähe von Bramfolk. Sie ist soeben entdeckt worden.«

Ich hätte fast über die Wahl ihrer Worte gelacht. Damals in Lupside war ein Mädchen in unserer Klasse gewesen, das Model werden wollte. In der achten Klasse wurde sie für eine Modenschau in Bessimir ausgewählt, und als sie zur Schule kam, prahlte sie damit, wie sie *entdeckt* worden wäre.

Sie war im Jahr darauf weggezogen, daher wusste ich nicht, wie die Dinge für sie gelaufen waren. Wahrscheinlich um einiges besser, als es bei Darcie Grey der Fall sein würde.

»Ich glaube, deine Leute könnten ihr helfen«, sagte Marion.

»Meine Leute?«

Marion verlagerte das Gewicht vom einen auf das andere Bein. Ihre gestärkte mintfarbene Bluse knisterte, als sie mit den Schultern zuckte. »Ist es nicht das, was Peter tut? Und ich bin überzeugt, dass er viele Helfer hat. Er kann das alles unmöglich ganz allein bewerkstelligen.«

Addie runzelte die Stirn. »Was alles?«

»Du weißt schon, alles ...« Marion deutete mit einer vagen Geste auf das Haus um uns herum. »Das hier ...«



Kat Zhang

Twin Souls - Die Fremde

Band 3

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-30991-9

cbt

Erscheinungstermin: April 2015

Die Welt zu verändern, könnte bedeuten, alles zu verlieren ...

Die Revolution steht kurz bevor, als die Reporterin Marion Eva und Addie ein Angebot unterbreitet: Sie sollen Undercover die schrecklichen Zustände in den Lagern für Hybride aufdecken. Dann will sie ihnen helfen, Addies große Liebe Jackson zu befreien. In der Hoffnung auf eine bessere Zukunft begeben sich Eva und Addie in große Gefahr, und der Preis, den sie dafür zahlen werden, könnte höher sein, als sie es jemals für möglich gehalten hätten.